

men „Mystik“ trägt, die das menschliche Selbst in seiner Tiefenschicht oder in seiner Materie-Verbundenheit umgreift. Es ist eine Unendlichkeits-Erfahrung, in der die Begrenztheit auf das „Oberflächen-Ich“ durchstoßen wird zu einem rein zuständlichen Ruhen in sich selbst. Auch diese Erfahrung ereignet sich oftmals wie ein Geschenk, wie ein Durchbruch, wie ein Finden des Ganzen.

Die Gottes-Mystik kann – phänomenologisch – dieser Selbst- und Natur-Mystik täuschen ähnlich sehen; es gibt auch viele Brücken zwischen beiden Erfahrungen; in der Geschichte der christlichen Mystik zeigt sich auch ein Überlappen von einer in die andere. Aber ontologisch und über die Kriterien der „Geistesunterscheidung“ auch empirisch zeigt sich klar der Unterschied. In der Gottesmystik wird Gottes Du erreicht; in der Gottesmystik wird der Bezug auf die Geschichte, der in Jesus Christus seinen absoluten Gipfel erreicht, immer unausweichlicher; in der Gottesmystik zeigt sich das „Geheimnis“ in der Erfahrung nicht nur als ein ruhiges Schweben auf der Unendlichkeit, sondern auch als Leid (bis zum Kreuz des Todes Jesu) und als Nacht (weshalb z. B. Enomiya-Lassalle ausdrücklich bestätigt, daß im Zen-Buddhismus die „dunkle Nacht des Geistes“ des Johannes vom Kreuz *nicht* existiert; die anders lautende Behauptung von W. Johnston klingt demgegenüber apologetisch-theoretisch); in der Gottesmystik wird der Erfahrende, wie es Teresa geschah, hingetrieben zum Gespräch mit der Kirche, mit der Offenbarung.

Es läßt sich noch vieles andere zu dieser von so wichtigen Mystikern und Theologen insinuierten Unterscheidung sagen. Mir scheint, wenn der Dialog nach innerhalb und nach außerhalb beginnen soll – er hat noch kaum recht angefangen –, dann ist hier ein Ansatz, wo es sich lohnt, weiterzufragen und ehrlicher miteinander zu sprechen.

Josef Sudbrack, München

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Die Friedenskraft der Kirche verstärken

Zum Wort der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden.

Am 27. April haben die deutschen Bischöfe ihr Wort zum Frieden veröffentlicht: *Ge- rechtigkeit schafft Frieden*. Darin klingt einerseits ein Wort aus der Hl. Schrift an (Jes 32, 17), als Hinweis auf den Rahmen, in den Christen ihre Überzeugungen gestellt sehen. Andererseits stellt die Überschrift ein Programm dar: Die Bischöfe wollen in erster Linie über die Förderung des Friedens in Gerechtigkeit sprechen, nicht über die konventionelle oder gar nukleare Kriegsführung. Damit fügen sie sich in die neuere Entwicklung der kirchlichen Friedensethik ein. Diese widmet ihre Aufmerksamkeit vorrangig den Schritten, die auf dem Weg zu einer Stärkung des Friedens nötig sind, weniger der Frage, wann Anwendung von Gewalt gerechtfertigt ist. Für diese Entwick-

lung ist die Enzyklika „Pacem in Terris“ Johannes’ XXIII. ein hervorstechendes Beispiel. Es trifft sich gut, daß das Wort der deutschen Bischöfe fast auf den Tag genau 20 Jahre nach ihrer Veröffentlichung erschien.

Im Vergleich zu ihren nordamerikanischen Bischofskollegen dürften die deutschen Bischöfe eine größere Freiheit besessen haben, die Friedensförderung zu akzentuieren. Das geplante amerikanische Hirtenschreiben sieht auch ein langes Kapitel über die Kriegsführung mit Nuklearwaffen vor. Kardinal Bernardin hat betont, daß damit inner-amerikanischen Tendenzen gewehrt werden soll, einen Nuklearkrieg stärker als bisher in den Bereich des sinnvoll Möglichen zu rücken. Solche Tendenzen sind in der Bundesrepublik als dem wahrscheinlichen Austragungsort eines „begrenzten“ Atomkriegs kaum denkbar: Aus unserer Perspektive geht es alternativlos darum, den Frieden zu fördern und *jeden* Krieg zu verhüten. Nur darüber läßt sich hierzulande sprechen. Genau dies ist die Überzeugung der deutschen Bischöfe – selbst wenn Kritiker ihres Schreibens einwenden mögen, daß sie einer Erörterung von Führbarkeit und Gewinnbarkeit eines Atomkriegs keine ausdrückliche Abfuhr erteilen. Im grundsätzlichen Interesse an der Verhütung jedes Kriegs gibt es aber keinen Widerspruch zwischen den beiden Bischofskonferenzen; beide (!) haben – unabhängig voneinander, aber in wechselseitiger Konsultation – ihre Verlautbarungen seit langem vorbereitet.

Die Bischöfe behandeln ihr Thema in fünf Kapiteln. Zuerst geben sie Rechenschaft über Anlaß und Absicht des Schreibens, sowie über die Form der Zuständigkeit, die die Bischofskonferenz für sich reklamiert (I). Anschließend entwickeln sie das biblische Friedensverständnis (II). Dann gehen sie der Frage nach, wie sich die Kirche in Theorie und Praxis seit den Zeiten der ersten Christen bis heute der mühevollen Aufgabe gestellt hat, entsprechend der Forderung Jesu an der Überwindung von Feindschaft und Gewaltanwendung mitzuarbeiten (III). Das Schreiben behandelt anschließend (IV.) in systematischer Weise die Anforderungen, die Förderung und Sicherung des Friedens heute mit sich bringen; es schließt (V.) mit Anregungen und Empfehlungen für die Friedensarbeit der Kirche.

Das Schreiben entstand inmitten der keineswegs nur modischen, sondern sehr berechtigten *Beunruhigung*, die in bezug auf die Sicherheitspolitik in den vergangenen Jahren aufkam. Diese Beunruhigung wollen die Bischöfe gleichzeitig beruhigen und bestärken. *Beruhigen*: insofern der Glaube den Christen vor Fatalismus und Resignation, vor Dialogunfähigkeit und eigener und fremder Überforderung bewahrt. *Bestärken*: insofern der Glaube den Christen dazu drängt, sich nie auf der Basis des „Status quo“ einzurichten, sich für die Überwindung der Gefahren von heute zu engagieren und weder sich selbst noch die anderen zu unterfordern. Mit dieser Doppelheit von Beruhigung und Bestärkung von Unruhe trägt das Wort die Züge des Prophetischen, wie bei Jesaja: Gerechtigkeit schafft Frieden. Kein bedingungsloses Nein etwa zur Sicherheitspolitik, aber die entschiedene Forderung, daß diese Politik überwunden werden muß.

Bibeltheologische Grundlegung (II)

Das zweite Kapitel stellt fest, daß *nach biblischer Überzeugung den Frieden letztlich kein anderer ermöglichen kann als Gott selbst*: Er nimmt erstens ein Verhältnis des Friedens gegenüber den Menschen ein; und dieses Verhältnis hat zweitens – bzw. soll haben –

Konsequenzen für das Verhältnis der Menschen untereinander, Konsequenzen in Gestalt einer Friedensordnung. Wenn die Menschen sich vor Gott gerecht verhalten (und darin ihren Glauben verwirklichen), erhält der Friede in dieser Welt eine Chance.

Im Alten Testament sollte dies wirklich werden in dem Bund, den Gott mit den Menschen eingegangen ist. Er wollte auch den Frieden unter den Menschen bewirken. Doch Israel fiel immer wieder ab vom Bund. *So bekennt das Neue Testament Jesus Christus als denjenigen, der einen neuen Bund zwischen Gott und Menschen stiftete* und damit den Frieden unter den Menschen neu ermöglichte. Doch auch diese neue Möglichkeit muß noch verwirklicht werden. Das Ziel des Friedens verlangt, wie die Bischöfe sagen, eine „weit größere Gerechtigkeit“ (als die der Schriftgelehrten und Pharisäer: vgl. Mt 5, 20): Feindesliebe verlangt, daß die Menschen in immer neuen, phantasievoll und mutig konzipierten Schritten aufeinander zu gehen.

Gleichwohl: Die Hl. Schrift verheißt keinen allseits gelungenen und bleibenden Frieden schon innerhalb der Zeit. Er ist dem zukünftigen Reich Gottes vorbehalten.

Das bibeltheologische Kapitel macht auch *einige bedeutsame Aussagen zum Thema Gewalt*: Zur Feindesliebe, von der Jesus spricht, gehört, daß man gegenüber einem unmittelbar bedrohenden „Feind“ die geeigneten Mittel wählt, um das Feindverhältnis und damit die Notwendigkeit von Gewaltanwendung zu überwinden. Die Beispiele Jesu für gewaltloses Handeln beanspruchen Verbindlichkeit. Sie verurteilen alle Gewalt, welche die Feindschaft vertieft. Für Jesus war Gewalt immer ein Übel, nicht aber etwas, das in sich schon böse ist.

Die Beispiele Jesu sind auch auf der Ebene des Politischen verbindlich. Auch dort stellt sich die Frage nach einer Wahl der angemessenen Mittel zur Überwindung von Feindschaft und Gewalt. Verschärft wird dies durch die Pflicht des Staates, seine Bürger zu schützen.

Die Geschichte kirchlicher Friedensbemühung (III)

Beim Blick auf theoretische und praktische Bemühungen der Kirche zur Überwindung von Feindschaft und Gewalt in der Welt fällt auf, daß sich das Christentum *nach anfänglicher Skepsis gegenüber Waffengewalt und Soldatentum zunehmend umorientierte*. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts wuchs die Zahl der christlichen Soldaten.

Theoretisch wurde das Problem, wie sich militärische Gewalt mit dem Prinzip der Nächsten- und Feindesliebe in Einklang bringen läßt, durch die *Lehre vom „gerechten Krieg“* bewältigt. Augustinus und später Thomas von Aquin lassen die kriegerische Gewalt *nur* im Zusammenhang einer Wiederherstellung der verletzten (göttlich gewollten) Ordnung der Gerechtigkeit zu. Damit ist gesagt, daß eben die gerechte Ordnung Garant des Friedens ist. Damit konnte der Krieg auch als Bestrafung Schuldiger verstanden werden.

Mit der Verflachung dieses Ansatzes kam es, daß das europäische Völkerrecht der Neuzeit den Staaten ein grundsätzliches Recht auf Krieg zuerkannte.

Als praktischen Beitrag der Kirche zur Gewaltminderung nennt das Schreiben die sog. *Gottesfriedensbewegung* des Frühmittelalters: Auf Betreiben der Kirche wurden einzelne Personen und Sachen sowie Zeiträume von kriegerischen Auseinandersetzungen ausgespart; damit waren der Gewaltanwendung Grenzen gesetzt.

Für die Neuzeit und besonders die jüngste Entwicklung stellen die Bischöfe eine zunehmende Ideologisierung des Kriegs fest: *Krieg wird zum Ideenrieg*. So wird auch der heutige Ost-West-Konflikt wesentlich als eine ideologisch bestimmte Gegnerschaft verstanden. Damit ist ein eng geführtes militärisches Denken grundsätzlich ausgeschlossen. Allzu schnell nämlich wird manchmal das Gegenüber der Systeme als ein ausschließlich militärisches Problem betrachtet, d. h. als ein Problem, das durch Änderung der militärischen Gegebenheiten gelöst werden kann. Militärische Strategien und Rüstungspotentiale schaffen ohne jeden Zweifel Gefahren eigener Art. Doch die militärische Sicht ist nur *eine Schicht* des Problems; dahinter stehen gegensätzliche Ordnungsvorstellungen und Geschichtsdeutungen. Die wissenschaftliche Diskussion wird nicht zuletzt über diese Unterscheidung verschiedener Schichten und ihre wechselseitige Zuordnung geführt.

Kennzeichen der jüngsten Entwicklung ist der Wandel der kirchlichen Friedensethik von einer *Ethik der gerechten Verteidigung* zu einer *Ethik der Friedensförderung*. Zwar negiert das Zweite Vatikanische Konzil nicht die Möglichkeit einer gerechten Verteidigung, aber es verwirft den totalen Krieg, beklagt die erschreckenden Auswüchse der Rüstung und verlangt eine neue Haltung, letztlich eine völkerrechtlich verankerte und durchgesetzte Überwindung des Krieges.

Das Schreiben unterschlägt auch nicht die Beiträge pazifistisch eingestellter Christen in der Geschichte, eine Position, die das letzte Konzil ausdrücklich anerkannte.

Friedensförderung und Friedenssicherung (IV)

Zu Beginn des vierten Kapitels skizzieren die Bischöfe noch einmal zusammenfassend das christliche Verständnis vom Menschen als Orientierungspunkt christlichen Handelns. *Jeder einzelne Mensch besitzt eine durch Gott verliehene Würde*. Friede kann nur dort bestehen, wo diese Würde nicht verletzt wird. Da aber der Mensch in Schuld verstrickt bleibt, muß seine Würde geschützt werden, notfalls auch durch Gewaltmittel. Auch dies dient dem Frieden.

Drei Wege weist das Schreiben zur *Förderung des Friedens*: die zunehmende Achtung der Menschenrechte, die Förderung internationaler Gerechtigkeit und die Entwicklung einer weltweiten Rechtsordnung.

Angesichts der deutlichen Ablehnung der marxistischen Ideologie des Ostens im Schreiben kann man fragen, ob es sich auch *kritisch mit dem liberalen Westen auseinandersetzt*. Zahlreiche Verlautbarungen von Johannes Paul II. sind ja von einer solchen Kritik geprägt. Im Schreiben der deutschen Bischöfe findet sich die Distanzierung gegenüber dem westlichen Liberalismus am ehesten in dem Abschnitt über die Friedensförderung. Hier wird dem Leser deutlich, wie sehr die Gefährdungen des Friedens auch durch das eigene Verhalten verursacht werden können: Der Hinweis auf das „Recht auf Leben“ greift implizit die Debatte um die Abtreibung auf; die Warnung vor kurzsichtigen nationalen Interessen berührt – angesichts weltweiter ökonomischer Krisenphänomene – ein Grundproblem heutiger Politik. Man könnte den Finger auf weitere Wunden legen. Die Bundesrepublik erschien dann – unbeschadet aller ihrer Stärken – als weitaus weniger gesund, als diejenigen suggerieren, die nur auf die Schwächen der

Sowjetunion schauen. Der ganze Abschnitt ist getragen durch die Überzeugung: Gerechtigkeit schafft Frieden.

Bei der *Friedenssicherung* geht es vordringlich um *das Problem der Abschreckungspolitik*. Die Bischöfe erkennen eine doppelte Gefahr: die Bedrohung durch den Totalitarismus und die Risiken der Hochrüstung. Doch weil es um die Überwindung von Gewalt in der Welt geht, setzt sich das Schreiben unzweideutig für eine Ablösung der Abschreckungspolitik ein, die ja ohne Gewaltandrohung nicht auskommt. Ebenso wie für die amerikanischen Amtsbrüder und den Papst gilt für die deutschen Bischöfe Abschreckung nur als Etappe auf dem Weg zur Überwindung von Gewalt. Ihr Ja zur gegenwärtigen Sicherheitspolitik als Zwischenlösung hat als Bedingung, daß diese nur auf die Verhütung eines Krieges abzielen darf. Als Dauerlösung ist sie abzulehnen.

Die militärischen Mittel werden aber in einen politischen Zusammenhang gestellt; damit hängt auch ihre sittliche Bewertung von der politischen Wirkung ab. So aber ist eine Stufe ethischen Denkens überwunden, die noch in der innerkatholischen Debatte der Bundesrepublik während der ausklingenden fünfziger Jahre vorherrschte. Damals beurteilte man die Waffen unter dem Gesichtspunkt ihrer möglichen Zerstörungskraft. Dieses Denken lebt noch in all den Stellungnahmen weiter, die unter Hinweis auf die Folgen nuklearer *Kriegsführung* bereits den Besitz der Waffen für unmoralisch halten.

Es sind noch manche Fragen in der Diskussion nicht entschieden: Ob Kriege auf Grund von Stärke oder nicht doch auch auf Grund von Schwäche entstehen und wie die entsprechende Abschreckungspolitik dann sich entwickelt? Ob Abschreckungspolitik überhaupt als geeignetes Mittel zur Kriegsverhütung angesehen werden kann? Dementsprechend gilt: das sittliche Urteil der Bischöfe über die bedingte Erlaubtheit der Abschreckung gilt genau so weit, wie seine Voraussetzungen zutreffen. Mehr als hypothetische Urteile kann man nicht gewinnen! Genau aus diesem Grund ist das Schreiben tatsächlich die Einladung zum Dialog, die es sein will.

Es zeigt die übernationale Einheit der Kirche, daß die deutschen Bischöfe dieselben *drei Kriterien zur Beurteilung der konkreten Abschreckungspolitik* vortragen, die auch der amerikanische Episkopat aufstellte: Keine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit eines Kriegs, das Prinzip der Mindestabschreckung (nicht mehr als nötig, statt Überlegenheit) und die Möglichkeit der Rüstungskontrolle für alle bestehenden und neu hinzukommenden militärischen Mittel. Diese Kriterien gewährleisten, daß die Abschreckung tatsächlich der Kriegsverhütung dient und für einen stufenweisen Abbau der militärischen Arsenale offen ist. Nur dann kann Gewalt zunehmend gebannt werden.

Die Debatte um die Tauglichkeit der Kriterien beginnt erst. Die Bischöfe haben darauf verzichtet, die im *NATO-Doppelbeschuß* vorgesehene *Aufstellung neuer amerikanischer Mittelstreckenraketen* auf dem Boden der Bundesrepublik zu beurteilen. Darauf werden sich viele Christen der Friedensbewegung beklagen; sie hätten eine Unterstützung durch den deutschen Episkopat im „Nachrüstungsjahr“ ebenso begrüßt wie auch ihre Opponenten. Doch die Bischöfe betrachten sich zu Recht nicht als Richter in diesem Streit. Das ist Sache der konkreten Politik. Aber nur der darf sich auf ihre Erklärung berufen, dessen Befürwortung oder Bestreitung der Nachrüstung mit den genannten Kriterien übereinstimmt – der aber darf und soll es wirklich!

Christsein heißt *unzufrieden sein mit dem Status quo*. Dies drückt der abschließende Abschnitt über die Friedenshoffnung aus: Laßt uns die Erwartung Jesu erfüllen, daß wir

als die Seinen nie erlahmen in der oft mühseligen Arbeit am Frieden, daß wir gerade so die größere Gerechtigkeit suchen – ein Zusammenleben, in dem Feindschaft so weit wie möglich überwunden ist! Und laßt uns als Gemeinden selbst ein Modell dieses Zusammenlebens sein!

Impulse für die Friedensarbeit (V)

Im fünften Kapitel sprechen die Bischöfe eine Fülle von Empfehlungen aus. Sie stehen insgesamt in einem doppelten Bezug: zu Gott und dem Frieden mit ihm, der mehr ist als der politische Friede, der diesen ermöglicht; und zur Lebenswelt des einzelnen, wo sich der Friedenswillen bewahren muß.

In der Mitte stehen *Gottesdienst, Zeugnis und Dienst am Menschen*: Eucharistie, Bußsakrament, Gebet und Wallfahrt über die nationalen Grenzen hinweg; Predigt, Friedenserziehung und Teilnahme am öffentlichen Dialog – damit auch Selbstannahme und Annahme der Mitmenschen in unmittelbarer Umgebung; Einsatz für die Menschenrechte, spezielle Friedensdienste als Soldat der Bundeswehr oder als Zivildienstleistender, Engagement für die Einigung Europas und aktive Teilnahme am politischen Leben. Die vielen Anregungen des Schreibens sollten aber nicht als Steinbruch für beliebige Einzelaktionen mißverstanden werden.

Das Schreiben der deutschen Bischöfe geht von der gegenwärtigen Angst um den Frieden in der Welt aus. *Es will beruhigen*, indem es daran erinnert, daß Gott es ist, der letztlich Frieden gewährleistet; *es will beunruhigen*, indem es daran erinnert, daß vorläufig nur die Arbeit an jener Gerechtigkeit Frieden schafft, die Gott selbst will. Das Wort der Bischöfe bedarf noch einer eingehenden Analyse, nicht zuletzt im Vergleich mit den Äußerungen anderer Bischofskonferenzen. Ob es aber sein doppeltes Ziel erreicht, kann nur seine Wirkungsgeschichte zeigen.

Hans Langendorfer, Bad Godesberg

BUCHBESPRECHUNGEN

Ravier, André SJ: Ignatius von Loyola gründet die Gesellschaft Jesu. Dt. Bearbeitung von Josef Stierli SJ. Würzburg, Echter-Verlag 1982. 539 S., Milskin-Einb., DM 75,–.

Das Original dieses umfassenden Werkes erschien auf französisch 1974, unmittelbar vor der letzten Generalkongregation des Jesuitenordens, gewissermaßen als Vorbereitung darauf, nach dem Stichwort: „Zurück zu den

Quellen!“ Es geht um die Frage, wie der Orden zustande kam, genauer, welche Inspiration die Gründergeneration beseelte; wie diese Inspiration konkrete Gestalt annahm und worin darum auch heute noch die unaufgängbaren (spirituellen und institutionellen) Konstanten der Gesellschaft Jesu zu sehen sind. Der Autor ist ein ausgezeichneter Kenner der umfangreichen und detaillierten Forschung der letzten Jahrzehnte, die aufgrund der reichen Bestände des römischen Ordensarchivs ungemein viel für die Gründergeneration des Ordens (die